

nungsverständnis habe, das sich auf Genesis 1,28 gründe. Hier trug Seebaß eine Konzeption vor, die meiner Meinung nach von nachhaltiger wissenschaftlicher Bedeutung ist: »Ist es nicht nur möglich, sondern sogar geraten, die bruchstückhaften Äußerungen Müntzers mit Hilfe des Hutschen *Evangeliums aller Kreaturen* zum Sprechen zu bringen.« Oder allgemeiner: »Für den Reformationshistoriker (...) ist die Theologie Huts (...) nicht einfach eine uninteressante Neuauflage Müntzerischer Gedanken. Vielmehr ist zu fragen, ob sie nicht stärker als bisher für das Verständnis der Theologie des Mühlhäusers fruchtbar gemacht werden müßte. Die Arbeit hat an verschiedenen Stellen Hinweise dafür gegeben, daß die hinter Müntzers polemischen Schriften stehende Konzeption von Huts Denken her besser erfaßt werden kann.« Die These, daß Huts Theologie einen Zugang zu Müntzers Theologie zu liefern vermag, wird von Ulrich Bubenheimers Untersuchung der theologischen Anfänge Müntzers unterstützt, die genau dieselben Punkte in Müntzers Verständnis des *ordo rerum* herausstellt, die in Seebaß' Versuch eine zentrale Rolle spielten, die Müntzerischen Elemente in der Theologie Huts aufzuspüren. Die komplexe systematische Theologie, die Seebaß einst Hut unterschob, scheint sich nicht zu bewahrheiten und in einigen ihrer Themen (wie den taboritischen Einflüssen auf Huts Apokalyptik) auch extrem zweifelhaft zu sein. Doch im Hinblick auf die zentrale These ist wohl außer Zweifel, daß Hut tatsächlich *Müntzers Erbe* war. Wie soll nun ein abwägendes Urteil gefunden werden? Die Habilitationsschrift, die Seebaß 1972 vorlegte, ist ein glänzendes Werk, das schon früher hätte veröffentlicht werden sollen. Im Rückblick auf die vergangenen dreißig Jahre ist es jedoch auch ein Erzeugnis solcher grandiosen Gebäude intellektueller Geschichte oder systematischer Theologie, dem ein gescheiter Gebrauch des Ockhamschen Rasiermessers gut angestanden hätte.

James M. Stayer

Robert W. Scribner, Religion und Kultur in Deutschland, 1400–1800, hrsg. von Lyndal Roper, aus dem Amerikanischen von Wolfgang Kaiser, Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2002 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 175), 413 S. mit 44 Abb., Ln.

Fünf Jahre sind seit dem Tod Bob Scribners vergangen (s. Nachruf in MGBI 1998). All das, was er geschrieben hat und schreiben wollte, wird jetzt noch einmal durch eine Aufsatzsammlung ins Gedächtnis gerufen, die Lyndal Roper herausgegeben hat. Sie umfaßt 14 Beiträge, die bis auf den bislang

unveröffentlichten Titel »Magie und Entstehung einer protestantischen Volkskultur« (S. 353–377) alle zwischen 1989 und 1994 schon einmal publiziert wurden. Wer die am Ende des Buches zusammengestellten Veröffentlichungen von Robert W. Scribner (S. 401–406) sichtet, wird die Frage nach den Auswahlkriterien stellen, die diesem Sammelband zugrunde gelegt wurden – warum gerade diese Titel und keine anderen? In ihrer sympathischen, sehr persönlich gehaltenen Einleitung jenseits spröder Wissenschaftlichkeit erklärt die Herausgeberin die Komposition des Bandes. Er vereint wegweisende Aufsätze, die eine Art Fundament für Bob Scribners ungeschriebenes Buch darstellten, jene im Zustand gedanklicher Explikation verbliebene »neue Deutung der Reformation«, an der er arbeitete. »Die folgenden Aufsätze«, so Lyndal Roper, »sind alles, was von diesem Projekt erhalten ist« (S. 11). Letztlich ist der vorliegende Sammelband in seiner inhaltlichen und strukturellen Gestaltung das Produkt von Gesprächen, die die Herausgeberin mit dem Autor wenige Monate bis kurz vor seinem Tod führte. Schlaglichtartig wird durch die vier ineinandergreifenden Kapitel sichtbar, wie Bob Scribner vorzugehen und welche Schwerpunkte er zu setzen gedachte. Dennoch wirkt die ganze Konzeption wenig gefestigt, eher offen und visionär. Dies mag an der schwierigen Situation liegen, aus der heraus dieser Umriß einer zukünftigen Publikation entstand, andererseits aber an Bob Scribners Art zu arbeiten. »Für Bob Scribner waren Ideen immer in Bewegung und dazu da, angewandt und kritisiert zu werden« (S. 11). Dies könnte erklären, warum er sein Buch, von dem er schon seit vielen Jahren sprach, nie konsequent vorangetrieben hat. Vielleicht wäre es letztlich sogar völlig anders ausgefallen als jenes Konzept, das er hinterließ. Es umfaßt vier Bereiche. Die ersten beiden Aufsätze (»Ist eine Geschichte der Volkskultur möglich?« und »Elemente des Volksglaubens«) stehen unter der Überschrift »Volkskultur und Volksglaube«, gefolgt von dem Kapitel »Sehweisen« (es enthält unter anderem Ausführungen über »Volksfrömmigkeit und Formen visueller Wahrnehmung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit«). Die nächste thematische Einheit ist mit »Macht und Gemeinde« überschrieben (sie bietet unter anderem »Antiklerikalismus und die Städte« sowie »Hexerei und Gerichtspraxis in der Reformationszeit«). Den Abschluß bilden schließlich vier unter der Überschrift »Protestantismus und Magie« subsumierte Beiträge (darunter »Die Auswirkungen der Reformation auf das Alltagsleben« und »Magie und die Entstehung einer protestantischen Volkskultur«).

In seiner einleitenden Würdigung unterstreicht Thomas A. Brady Jr., daß »die protestantische Reformation in der deutschsprachigen Welt« (S. 21) das

zentrale Thema von Bob Scribners wissenschaftlicher Arbeit als Historiker gewesen sei, eine Standortbestimmung, die durch die ausgewählten Aufsätze und die geplante Monographie bestätigt wird. Im Sinne Bob Scribners, so Lyndal Roper, sei die Reformation als das Produkt von drei Generationen aufzufassen: Erasmus, Luther und Melanchthon (S. 12). Aber auch hier bleibt Bob Scribner variabel, zumindest hinsichtlich der Exponenten, die jeweils eine der drei Generationen repräsentieren. In seinem Aufsatz über »Heterodoxie, Literalität und Buchdruck in der frühen Reformation« bringt er neben Erasmus und Luther nun Menno Simons ins Gespräch, der als Vertreter der dritten Generation für all jene steht, die »um die Jahrhundertwende geboren wurden und die erste Woge der reformatorischen Bewegungen als junge, tatendurstige Männer erlebten« (S. 267). »Mit der Generationsfolge«, so Scribner, »steht uns ein tragfähiges Deutungsmuster zum Verständnis der Abläufe und Phasen der Reformation zur Verfügung« (ebd.). Dieses klar abgesteckte, reformationszentrierte Forschungsfeld steht jedoch in einem gewissen Widerspruch zum gewählten Buchtitel, der mehr verheißt, nämlich »Religion und Kultur in Deutschland zwischen 1400 und 1800« – warum? Abseits dieser Irritation ist es allerdings auch nicht damit getan, Bob Scribner schlicht als »Reformationshistoriker« begreifen zu wollen, wodurch sein individuelles Profil völlig außen vor bliebe. Charakteristisch scheint für ihn vielmehr zu sein, daß sein persönlicher, sicher auch von eigenen Lebenserfahrungen geschärfter wissenschaftlicher Blick stets über jene Gestalten und Strukturen hinausging, die als wegweisend oder bahnbrechend für die Reformation galten und nach wie vor gelten. Er, der selbst unter schwierigen Verhältnissen aufgewachsen war, der nichts geschenkt bekam und sich vieles erkämpfen mußte, widmete sein Hauptinteresse der Kultur- und Lebenswelt all jener, die in unterschiedlichen sprachlichen Varianten als »Volk« in die Reformationsgeschichte eingegangen sind. Diese »einfachen« Menschen in den Quellen zu suchen und sie als schöpferische Individuen aus ihrer eigenen Lebens- und Denkwelt heraus sichtbar zu machen, darum ging es Bob Scribner. »Es bleibt deshalb so wichtig, wie je zuvor, sich bei der Erforschung der Volkskultur der Aufgabe zu stellen, die Werte der Opfer, an den Rand Gedrängten und Besiegten dem Vergessen zu entreißen, statt die Geschichte nur durch die Brille der Sieger zu sehen« (S. 58). Daß diese als Maxime formulierte andere Sichtweise möglich ist, hat Bob Scribner immer wieder mit seinem speziellen Repertoire an Themen bewiesen, in denen die »Elemente des Volksglaubens« (S. 66–99) und »Die Auswirkungen der Reformation auf das Alltagsleben« (S. 303–330) eine Rolle spielten, aber auch Fragen der sinnlichen Wahrnehmung, der Magie und der

öffentlichen Meinung, um nur einige zu nennen. Wie kein anderer hat er es verstanden, den oft übergangenen »Allerweltsmenschen« mit ihren Nöten, Problemen und Sichtweisen Gehör zu verschaffen, unter anderem im Falle jenes unbequemen Pfarrers Schmidt, der bei seiner Rinklebener Gemeinde in Ungnade fiel (»Seelsorge und Reformation«, S. 201–223). Und er wurde nicht müde, auf Desiderate hinzuweisen, auf all das, was noch geleistet werden müsse, angefangen beim Marienbild des Mittelalters, das in der Forschung noch nicht richtig erhellt worden sei (S. 158), bis hin zur Rolle der Bibel, insbesondere für das gemeine Volk im frühneuzeitlichen Protestantismus (S. 286f.). Andererseits liegt in der Natur der Sache, daß alle Aufsätze einschließlich der Literaturhinweise einen Forschungsstand widerspiegeln, der aus heutiger Perspektive nicht immer up to date ist. Dies gilt beispielsweise für den momentan heftig diskutierten Begriff der »Kulturgeschichte« (S. 53).

In einem längeren Aufsatz, der erstmals 1993 in den MGBI publiziert wurde, hat Bob Scribner sich auch mit den Täufern befaßt oder besser mit einem bestimmten Aspekt täuferischen Denkens und Lebens. »Konkrete Utopien. Die Täufer und der vormoderne Kommunismus« (S. 224–264) lautet der Titel. Daß er in der posthum herausgegebenen Aufsatzsammlung noch einmal erscheint, beweist, welche Bedeutung Bob Scribner den Täufern im Rahmen des reformatorischen Geschehens zugewiesen hat. Angeprochen wird in dem umfangreichen Beitrag so manches, was sich unter dem Gesichtspunkt eines täuferisch-utopischen Aufbruchs angeblich vollzogen haben soll oder auch, wesentlich eingeschränkter, tatsächlich vollzog. Die diskutierte Palette reicht von der »Vielweiberei des Johann von Leiden« über Gedanken zur Gütergemeinschaft und geistigen Ehe bis hin zum Kommunismus hutterischer Prägung. Nach dieser Reise durch die täuferische Utopielandschaft gelangt Bob Scribner zu dem Schluß, daß das ganze Phänomen des Kommunismus im 16. Jahrhundert nichts Festgefügtes und Bestimmtes gewesen sei, »sondern eine sich wandelnde Struktur, die feindselige Stereotype, Ideale freiwilliger Hilfe untereinander und gelegentlich organisierte gegenseitige Hilfe untereinander verband bis hin zu den vielgestaltigen Facetten des hutterischen Lebens« (S. 264).

Exemplarisch für viele andere Aufsätze dieses Bandes scheint es sich auch bei diesem Beitrag zur Täufer- und Reformationsgeschichte um einen »typischen« Bob Scribner-Aufsatz zu handeln. Gemeint ist nicht nur jene Kombination aus volksnaher Thematik, die auf der Grundlage einer breiten Quellen- und Literaturbasis pragmatisch diskutiert und durch diverse Forschungsimpulse belebt wird, sondern auch ein gewisser rigider Umgang mit

den Quellen, der abseits der einmal geschaffenen Ordnung keine alternative Deutung oder einen Konjunktiv im Sinne von »es könnte sein« oder »vermutlich war es so« zuläßt. »Es ist sicher, daß kein Täufer außerhalb des Täuferreichs zu Münster für die Polygamie eingetreten ist, wenn es auch einige Stimmen gegeben hat, welche die Vielweiberei als eine Art neugeborener geistlicher Ehe gemäß 1 Korinther 7, 29 befürwortet haben (...)« (S. 229). Wenige Zeilen später wird dann zwar auf »eine einzige Ausnahme« verwiesen, der jedoch anders als vielen anderen Einzelbeispielen diesmal keine Bedeutung beigemessen wird. Es ist hier nicht der Platz, sich mit der Polygamiefrage inhaltlich auseinanderzusetzen, vielmehr geht es um die Art und Weise, wie Bob Scribner bei aller Kreativität, Kollegialität und Hilfsbereitschaft gegenüber Studenten zuweilen nicht nur mit Quellen, sondern auch Menschen umging, die die Dinge anders sahen oder sich seiner vereinnahmenden Wir-Argumentation widersetzen.

Bob Scribner war ein bemerkenswerter, unermüdlich arbeitender und umtriebiger Historiker, dessen Werke gewiß nicht in Vergessenheit geraten werden, wozu auch diese Aufsatzsammlung beitragen dürfte. Sie zeigt, was der »originellste Reformationshistoriker seiner Generation« (Brady, S. 34) zu leisten vermochte, schärft aber auch den Blick für vorhandene Schwächen, die den innovativen Wissenschaftler zum Menschen machen.

*Marion Kobelt-Groch*

Stuart Murray, *Biblical Interpretation in the Anabaptist Tradition*, Pandora Press und Herald Press, Kitchener, Ont., und Scottdale, Pa., 2000, 277 S., kart.

Die Täufer waren, wie gelegentlich gesagt wurde, radikale Bibelleser. Erst als sie sich von der Predigt Ulrich Zwinglis in Zürich abgewandt und die Heilige Schrift selber in die Hand genommen hatten, erschloß sich ihnen eine Botschaft, für die sie bereit waren, Verfolgung und Tod zu erleiden. Darüber ist oft geschrieben worden. Harold S. Bender hat die Merkmale benannt, die das täuferische Schriftverständnis kennzeichneten: 1. Die Schrift legt sich selber aus; 2. Jesus Christus ist die Mitte und der Schlüssel der Schrift; 3. verstehen kann die Schrift nur, wer die Weisungen Jesu befolgt; 4. zwischen dem Alten und dem Neuen Testament muß unterschieden werden, höhere Autorität kommt dem Neuen Testament zu; 5. Gott spricht nicht nur im Bibelwort, sondern auch im Geist mit den Menschen; 6. die Schrift wird mit Hilfe des Heiligen Geistes in der Gemeinde ausgelegt (Diese Merkmale wurden nachträglich von John D. Roth prägnant zusammengestellt: Communi-